

# Die Zeitungs Welt

Nr. 8

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Der letzte Willen Hohenrots.

Eine Dorfgeschichte aus Nassau. Von Heinrich Dielenbach.

1.  
Es gab keine treueren Kameraden, als den Karl Weismenger und den Konrad Notnagel. Wenn der Karl nach dem Abendessen die Gabel niederlegte, dann saß

jedesmal schon der Konrad vor dem Hause auf einem über einige Backsteine gelegten Brette und wartete bis sein Freund herauskam und sich zu ihm setzte. Dann saßen sie ein paar Stunden nebeneinander, stopften ihre

Pfeifen aus einem Tabaksbeutel, tranken aus einem Krüge, spintisierten über dies und das: weswegen die Chinesen Böpfe tragen und die Russen die Stiefeln mit stinkendem Tran schmieren, weswegen der Bürger-



Alte Freunde. Nach dem Gemälde von Edmund Harburger.

meistlich auf die Schweinezucht verlegte und der Polizeidiener Kaninchen züchtete und was derartige Welt- und Zeitfragen mehr waren. Sie waren meistens einer Meinung und wenn ihre Ansichten einmal auseinander gingen, dann war es ein gemütliches, friedliches Disputieren, das zur Klärung der Angelegenheit in die Wege geleitet wurde.

Auch sonst waren die beiden Bauernknechte die friedlichsten Gesellen, die man sich denken kann. Jedem, der an ihrem Plage vorbeiging, nickten sie freundlich zu, nur, wenn es einem einfiel, sich neben sie zu setzen, wurden sie schweigsam und verdrießlich, denn sie waren sich selbst genug und ihre Freundschaft vertug nicht die Einmischung eines dritten.

Wie sie an schönen Sommerabenden auf der primitiven Bank vor dem Hause saßen, einträchtig und friedfertig, und eifersüchtig auf jeden, der etwa Teil an ihrer Freundschaft zu nehmen versuchte, so saßen sie bei schlechtem Wetter abends das einmale in der Wohnstube des Bauern, bei dem Karl bedienstet war, und das anderemale saßen sie in dem Dachstübchen des Konrad, dessen Dienstherrinnen nicht duldeten, daß die beiden Knechte ihre gute Zimmerluft mit dem Rauche ihres schlechten Kanasters verderben. Beide Knechte waren in dem Alter, in dem sogar die Schwaben zu Verstand kommen: Karl Weismenger war einundvierzig und Konrad Notnagel gar dreiundvierzig Jahre alt, als ihr friedliches, bislang von keiner Leidenschaft aufgeregtes, aber von der Freundschaft verführtes Dasein plötzlich stürmisch und unruhevoll wurde. Und das, was den Spiegelglatten Forellenteich ihrer Freundschaft in einen wogenden Bergsee verwandelte, war zweierlei: der Mammon und das Weib!

Karl Weismengers Dienstherr, der Bauer Jakob Hohenrot, war in seiner fünfundsiebenundzwanzigjährigen Ehe, die sich auf drei Weiber verteilte, ohne Nachkommenschaft geblieben und das grämte ihn sehr. Als er eben zur vierten Ehe schreiten und abermals sein Glück versuchen wollte, passierte ihm das Unglück, daß er am Tage vor der Hochzeit auf dem Scheunengebälk einen Fehltritt tat und herunterfiel auf die Lende. Er hatte das Stroh für das Brautbett von oben herabholen wollen, der Unglückliche! Jetzt bahnte man ihn auf demselben Stroh zur letzten dreitägigen Rast in seiner Schlafstube auf, denn der arme Mann hatte sich bei dem Sturze das Genick gebrochen.

Dem Pfarrer von Kehlbad gab das traurige Schicksal des heiratslustigen, dreifachen Witwers Anlaß zu einer großartigen Grabrede. Welche Tragik lag in dem Unfall! Der Hochzeiter wollte sein Brautbettstroh vom Gerüst holen und der Tod drückte ihm grinsend das Wahrstroh in die Hände! Der Pfarrer schmückte seine Rede zur Ehre des allezeit frommen und getreuen Hohenrots mit allerlei rührenden Betrachtungen aus und focht hier und da ein Wörtchen ein, aus dem manch' anderes heiratslustige Alterchen der Gemeinde Kehlbad die Lehre ziehen konnte, daß man, wenn der Reif des Herbstes auf den Haaren liegt, besser tut, auf das Frauenvolk zu verzichten, als noch liebreich nach Schürzen zu äugen. Ich will hier bemerken, obwohl es nicht zu meiner Geschichte gehört, daß die Kehlbacher immerdar große Stücke auf die Weiber hielten und daß sich trotz der eindrucksvollen Grabrede des Pfarrers bereits ein Vierteljahr später drei ältliche Witwer zur Hochzeit rüsteten, und dieselbe auch wirklich ohne jeglichen Unfall mit Böllerschüssen und großem Geräusch feierten.

Im Hause des verstorbenen Hohenrot standen die Dinge aber so. Der Alte, der immer ein arger Filz gewesen war, hatte aus Sparsamkeit nur eine Magd gehalten, obwohl in Haus und Hof reichlich Arbeit für deren zwei gewesen wäre.

Die jetzige Magd führte seit ihrer Geburt den schönen Namen Male, was bekanntermaßen sonst Amalie heißt und etwa als die Tatkräftige in das germanische Urdeutsch überseht werden kann. Male war eine Bauernmagd nach dem Herzen Gottes und dem Herzen ihres Dienstherrn. Groß, doch nicht zu groß, rund, jedoch nicht zu rund, und bräunlich, doch nicht so braun, daß ihre Wangen keinen Platz mehr für die Farbe ihres heißen, zwanzigjährigen Blutes gehabt hätten. Das dunkelbraune Haar scheidete sie in der Mitte und zwei mächtige Zöpfe legten sich um ihren runden Kopf. Wahrhaftig, sie hätte sich in ihr Haar wie in einen Mantel einhüllen können, falls sie es ungeflochten hätte niederwallen lassen, und es gab manchen Burschen, der beinahe verliebter in den wunderbaren Haarwuchs Malens war, als in ihr bräunliches, rotbackiges Gesicht und in ihre funkelnden Braunaugen. Mit einem Wort: Male war eine Dorfschönheit, wie sie Gott der Herr zuweilen in einem Anfall guter Laune zu schaffen liebt.

Sie war aber auch ein Weibsbild, das die Gelegenheit immer am rechten Zipfel zu fassen verstand, und so hatte sie es auch bei dem alten Hohenrot gehalten, als sie merkte, daß dieser trotz aller schlimmen Erfahrungen auf dem Gebiete der Ehe, immer noch nicht den Mut verloren hatte und ein viertesmal noch dem Gott Hymen ein Opfer bringen wollte. Sie wies ihre jungen Verehrer ab, so viele sich ihrer auch nahen und so stattlich sie auch waren; sie unterdrückte, eine echte Tatkräftige, das Verlangen nach Jugend und Kraft und strebte danach, die Stelle der Hohenrotin Nummer vier zu erhaschen und sich so in ein reiches, molliges Nest zu setzen.

Wenn sie bei ihren häuslichen Verrichtungen den Alten in der Nähe wußte, schürzte sie mit Vorliebe die Kermel ihrer Jacke hoch und ließ ihn das rote Fleisch ihrer Arme sehen; sie wußte es zu machen, daß manchmal zufällig der oberste Knopf ihres Leibchens aufsprang, so daß sich eine aussichtsreiche Perspektive vor den Blicken des Alten auftrat; kurz, Male war trotz ihrer Jugend und trotz ihrer Tugendhaftigkeit kokett und berechnend genug, um den heiratslustigen Hohenrot in ihr Fanggarn zu locken. Sie fing ihn, aber noch bevor der Fang gesetzlich legitimiert wurde, kam Gebatter Tod, zerriß das Netz und führte den Gefangenen in einen Gemahrsam ab, wo Frauenlist und Ränke nichts Schlimmes mehr anrichten können.

Die Magd und unglückliche Braut war schier untröstlich über den Verlust. Sie hatte schon mit ziegelrotem Garn ihr Monogramm in die zurückgelassene Leibwäsche der verbliebenen Hohenrotinnen gestickt — das alles war jetzt umsonst! Sofort, als der Alte von dem Gebälk der Scheune gestürzt war, hatte sie sich hingesezt und die breite Stiderei wieder ausgezupft, damit die natürlichen Erben nicht deshalb ihr Gespött über sie haben sollten.

Die natürlichen Erben des verunglückten Bauern waren aber zwei Frauenzimmer, Schwestern des Toten und Dienstherrinnen Konrad Notnagels. Sobald der Alte unter der Erde war, begaben sich die beiden in den verwaissten Hof und schafften in der Weise Ordnung, daß sie die heulende Braut mit ihren Siebensachen aus dem Hause jagten und den Knecht Karl Weismenger als vorläufigen Sachwalter einsetzten.

Die heulende Braut ließ sich von dem weidherzigen Karl ihr Köfferchen zu ihrem Better, dem Kirchendiener Dietrich, tragen, wo sie ihre Tränen trocknete, denn sie hoffte immer noch, daß nicht alles verloren sein werde. Der gute Hohenrot wird doch etwas Schriftliches hinterlassen haben, worin er auch der fünfjährigen, treuen Dienste seiner Male gedenkt!

2.

Die Schwestern des verbliebenen Hohenrot waren gesetzten Alters. Sie waren zwei sitzen gebliebene Jungfern, fünfundsiebenzig Jahre alt die eine, neunundsiebenzig Jahre alt die andere. Die jüngere hieß Katharine, sie ließ sich aber Kathrine rufen und wer ihr eine große Freude machen wollte, der nannte sie Kathrinchen, obwohl diese Diminutiv nicht recht zu ihrem Alter und noch viel weniger zu ihrem Leibesumfang passen wollte. Denn Kathrine war eine Jungfrau von nahezu zwei Zentnern Lebendgewicht; mit dem halben Dugend blauwollener Faltenröde und den Leibchen und was sonst noch ein ehrbares wohlgestelltes nassauisches Mädchen vom Lande um und an hat, mochte sie gar zwei Zentner und einige Pfund wiegen. Obwohl sich nun jeder, der über eine mittelmäßige Phantasie verfügt, die Jungfrau lebhaft wird vorstellen können, möchte ich doch noch einige, das Bildnis ergänzende Bemerkungen machen.

Kathrine hatte ein prächtiges Doppelsinn, das stets glänzte, als ob es eben erst von der geschickten Hand eines Barbiers bearbeitet worden wäre. Wie Zungen sagten ihr sogar nach, sie setze zwar keine Barbieren in Nahrung, dagegen barbieren sie sich fleißig selber. Diese üble Nachrede gewinnt freilich etwas an Wahrscheinlichkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß vor einer Reihe von Jahren zwischen dem verstorbenen Hohenrot und den Schwestern ein böser Streit entstanden war, dessen Ursache nichts anderes als ein Rasiermesser bildete, das der Bauer eines Tages vernichtete, nachdem ihn seine Schwester Kathrine besucht hatte. Nach seiner Behauptung hatte nur Kathrine, die damals wirklich bereits beängstigende Anzeichen eines starken Bartwuchses gehabt haben soll, das Messer weggeputzt. Und wirklich war mit dem Messer auch der keimende Bart der Schönen verschwunden! Doch ich will es dahingestellt sein lassen, ob etwas Wahres an der Sache war oder nicht, soviel steht fest: das Gesicht Kathrines war glänzend und rot, wie der lichte Vollmond, wenn er an einem schönen Abend über den Horizont steigt, um unsere Nacht freundlich zu erhellen. Ja, freundlich war das Gesicht der Jungfrau auch, sie lachte immer und liebte es, sich mit dem Glorienschein naiver Jugendzeit zu umgeben, der ihr allerdings das Ansehen einer etwas närrischen alten Schraube verlieh. Aber sie war die Gutmütigkeit selbst.

Ganz anders war Midertrine, die ältere der Schwestern. Sie war klein, mager und schwächlich. Sie hatte ein spitzes Sinn, das eine Warze mit sechs oder sieben auseinanderstrahlenden rötlichen Vorsten zierte, die deutlich zu erkennen gaben, daß diese Jungfrau sich zweifellos nicht der sündigen Eitelkeit des Barbierens schuldig machte. Midertrine trug eine altfränkische Haube aus schwarzem, weißgeblühtem Kattun und hatte eine besondere Vorliebe für Wollentücher, die sie dundweise aus dunkelblauem Garn häfelte und strifte. Selbst in der heißen Jahreszeit trug sie mindestens eins ihrer Tücher um Hals und Brust, im Winter bedurfte sie aber mehrerer, um warm zu werden. Trotz ihres schwächtlichen Körpers war sie von morgens früh bis abends spät auf den Beinen, während sich die dicke Kathrine gern etwas schonte. Und während Kathrine die Hoffnung, doch noch einen Liebhaber für ihre Reize zu gewinnen, immer noch in ihrem Busen nährte, hatte sich Midertrine mit derartigen sündhaften Träumereien nie abgegeben. Sie war als junges Ding trahbüstig gewesen und fühlte durchaus kein Bedürfnis, diese schätzenswerte, die Jugend fördernde Eigenschaft in den Jahren der alten Jungfer abzulegen. Kein Mensch konnte sich vorstellen, daß sie sich an ein männliches Wesen hängen könnte. Und sie wahrscheinlich am wenigsten!

(Fortsetzung fol.)

## Blütenlose Pflanzen.

Von H. G. Grant.

(Schluß.)

Neben der Machtstellung, welche die bisher erwähnten Pilze im Haushalt der Natur oder im Haushalt des Menschen haben, erscheinen die Trüffel, Kern- und Scheibenpilze, zu denen die essbaren und giftigen Pilze unserer europäischen Flora gehören, beinahe bedeutungslos. Wohl marschieren sie ihrer Größe und ihrem organischen Aufbau nach an der Spitze aller „Schwämmlinge“ und der Laie, wenn er von Pilzen hört, denkt in der Regel nur an sie, aber im Grunde genommen spielen sie doch im Reiche der Kryptogamen eine weniger auffällige Rolle. Wären sie so massenhaft verbreitet, wie z. B. die Spalt- oder die Rostpilze, würden wir vor lauter Pilzen uns selbst nicht mehr sehen. Zwar verfügen auch diese Pilze über eine ungeheure Vermehrungsfähigkeit, ja der kugelförmige Hovist ist z. B. ganz von Sporen angefüllt, die an einem Haargeewebe hängen, und er sendet eine Armee von Fortpflanzungszellen in alle Winde, wenn wir den Fruchtkörper zerreißen; aber nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz dieser Sporenzellen gelangt auf ein günstiges Keimlager. Dazu beschränkt die Bodenkultur das natürliche Verbreitungsgebiet unserer essbaren und giftigen Pilze immer mehr und mehr. Die natürliche Heimat dieser Kryptogamen ist der an organischen Nahrungstoffen so überreiche feuchte Boden der Wälder, wo ihre kugel-, hut- oder schirmförmigen Fruchtkörper im Spätsommer und Herbst in Masse über den Boden empordrängen.

Neben giftigen und essbaren Pilzen gibt es eine große Anzahl Schwämme, die für den menschlichen Haushalt mehr oder weniger bedeutungslos und von denen an dieser Stelle nur der Kaiserpilz, der wohlriechende Stachelpilz und der Parasol- oder Schirmpilz genannt sein mögen.

Diese letztgenannten Pilze aber haben ein gemeinsames Charakteristikum — den wohl ausgebildeten Fruchtkörper, der sich über der Erde erhebt und den der Laie in der Regel fälschlicher Weise für den eigentlichen Pilz hält. In Wirklichkeit ist dieser Pilz nur der Sporenträger, welcher die zahllosen Sporen oder Fortpflanzungszellen zur Entwicklung bringt, um nach vollbrachter Arbeit sofort abzusterben. Der eigentliche Pilz ist wie alle Pilze ein kleiner Geselle, der aus den einzelligen Sporenzellen zur Entwicklung kommt, das Erdreich und organische Stoffe mit einem weißgrauen Fadengeewebe einfacher Zellen netzartig durchzieht und in diesem Zustand von den Botanikern als Mycelium bezeichnet wird. Mit seiner künstlichen Anzucht beschäftigt sich jener Teil des Gartenbaues, welcher die Kultur essbarer Pilze zur Spezialität ausgebildet hat.

Weit höher organisch entwickelte Kryptogamen aber als die Pilze lernen wir in den Moosen kennen. Zwar sind auch die Moose aus gleichartigen Zellen aufgebaut und es mangelt auch ihnen noch an echten Wurzeln und Gefäßbündeln, weshalb sie die Botaniker ebenfalls mit zu den Zellenpflanzen zählen — andererseits aber steht ihr organischer Aufbau im Gegensatz zu den Lagerpflanzen, da die meisten Moose eine Gliederung in Stengel (Riese) und Blatt aufweisen. Damit charakterisieren sie sich als „Ries- oder Stengelpflanzen“, zu denen alle Gewächse von den Lagerpflanzen an aufwärts, gehören. Nicht minder wichtig ist weiterhin die geschlechtliche Fortpflanzung der Moose, die sowohl bei den Lebermoosen, wie auch bei den Laubmoosen weit ausgebildeter ist, als bei den Lagerpflanzen. Ganz genau unterscheiden wir hier männliche und weibliche Organe, die bei den Lebermoosen

nie auf ein- und demselben Stod vorkommen, sondern „zweihäufig“ auftreten, während die Laubmoose entweder zwittrig oder eingeschlechtlich sind. Diese Geschlechtsorgane sind nicht zu verwechseln mit den sogenannten „Moosfrüchten“, jenen lachsenartig verschlossenen Kapseln, die wie kleine gestielte Köpfechen erscheinen, über die noch ein Mützchen gestülpt ist. Wohl enthalten auch diese Köpfechen Sporen, also Fortpflanzungszellen, aber sie sind Fremdkörper auf dem beblätterten Moospflänzchen, die aus befruchteten Eizellen als neue Pflänzchen zur Entwicklung kamen, von der Mutterpflanze sich nicht trennen konnten und auf ungeschlechtlichem Wege sich weiter vermehrten. Sollte jedoch geschlechtliche und ungeschlechtliche Vermehrung versagen, d. h. sollten die befruchteten Eizellen und ungeschlechtlichen Sporen auf unglücklichen Boden fallen und keine neuen Pflänzchen zur Entwicklung bringen, würden die Moose trotzdem nicht aussterben. Der winzige Wurzelpilz ist nämlich nicht bloß veremmend, d. h. ausdauernd, sondern vermag neue Vorkeime zu erzeugen, aus denen neue Pflänzchen hervorgehen.

Die moosartigen Kryptogamen sind deshalb alle sehr dauerhafter Natur. Das ganze Jahr mehr oder weniger grün, sind sie, ähnlich den Flechten, überall auf der Erde zu finden. Aber ihre eigentliche Heimat ist das Hochgebirge und die arktische Zone. Dort, auf dem unfruchtbarsten Boden und im rauhesten Klima, marschieren sie mit den Flechten zusammen als Pioniere der Vegetation und bilden die erste Dammerde, das Fundament für entwickeltere Gewächse. Bei der Torfbildung sind sie ein Hauptfaktor, sie sind es, die durch ihr massenhaftes Vorkommen große Regenmassen aufsaugen und festhalten, um so die Quellgewässer zu regulieren und die Ueberschwemmungsgefahr zu vermindern.

Die am höchsten entwickelten „blütenlosen“ Gewächse jedoch gehören dem dritten großen Kreis der Sporenpflanzen, den Gefäßkryptogamen, an. Zum Unterschied von den Lagerpflanzen und Moosen, deren Organismus sich aus einfachen Zellen gleicher Art und Größe aufbaut, ist ihr Körper von Gefäßbündeln durchzogen, die als lange, elastische, teilweise verholzte Stränge erscheinen. Diese Gefäßbündel, die sich von den Gefäßkryptogamen an aufwärts bei allen Gewächsen wiederfinden, haben allen organisch entwickelten Pflanzen die Gesamtbezeichnung Gefäßpflanzen eingetragen. Diese Gefäßkryptogamen besitzen außer Stengel und Blatt vor allem echte Wurzeln, d. h. von Gefäßbündeln durchzogene Zellenkörper, welche die Pflanzen im Boden festhalten und die im Boden gelösten mineralischen Nährstoffe ihnen zuführen. In einzelnen Fällen zeigen einige Gefäßkryptogamen auch Korfformation, die sonst nur bei phanerogamischen Landpflanzen auftritt. Während die Art der geschlechtlichen Fortpflanzung bei allen Gefäßkryptogamen an diejenige der Moose erinnert, lassen sich hier einige Abweichungen erkennen, die gleichsam als verbesserte Auflage das Verbindungsglied zu dem Geschlechtsvorgang der nachfolgenden Blütenpflanzen bilden. Da haben wir zunächst die große Familie der Farne, die in mehr als 3000 Arten über die Erde verbreitet sind und von denen selbst die Botaniker noch bis vor kurzem behaupteten, daß sie geschlechtslos seien. Dieser Irrtum ist insofern verzeihlich, als die ausgebildete wedeltragende Farnepflanze niemals Geschlechtsorgane besitzt und sich nur durch ungeschlechtliche Sporenbildung vermehrt. Wir alle kennen sie ja, die meistens braun oder schwärzlich gefärbten Fruchtkäufchen und Sporenkapseln, die sich an der Unterseite der fruchtbaren Wedel zu beiden Seiten des Mittelnervs der Fiederblättchen bilden und von denen eine einzige Pflanze in einem

Jahre mehrere hundert Millionen erzeugen kann. Jenen Leuten, vornehmlich den Gärtnern und Förstern, die sich zeitweise mit der künstlichen Anzucht von Farnen beschäftigen, erschien es, wie auch den Botanikern, lange Zeit rätselhaft, daß die ausgesäten Farnsporen niemals unmittelbar den Mutterpflanzen ähnelnde Sämlinge ergaben. Der Sämling sieht nämlich in jedem Falle einem laubartigen Lebermoose ähnlich und besteht aus einem einzigen fingernagelgroßen grünen Blättchen, welches auf der Unterseite winzige Wurzelhaare hervortreibt. Dieses Gebilde, welches die Forscher Farnvorkeime taufen und das aus nur einer einzigen Zellschicht besteht, ist nun in Wirklichkeit die ausgewachsene und ausgebildete Geschlechtspflanze des Mutterfarns. Oberhalb der Stelle, wo die Wurzelhaare entspringen, erkennen wir unter dem Mikroskop eine Zellenanhäufung, welche die weiblichen Geschlechtsorgane trägt, während die männlichen an beliebigen Teilen des Vorkeims emporsprießen. Bei den Vorkeimen des Adlerfarns, des Engelsfußfarns, der Mutterzunge, des Wurmfarns usw. befinden sich beide Geschlechtsorgane auf der Unterseite ein- und desselben Geschlechtspflänzchens, einige Wasserfarne dagegen sind auch zweigeschlechtlich und weibliche und männliche Organe befinden sich getrennt auf verschiedenen Pflanzen. Die Geschlechtsvorgänge sind denen der Moose ähnlich, jedoch erfolgt die Befruchtung der weiblichen Eizelle nur bei Anwesenheit von Wasser. Die befruchtete Eizelle aber ist es, die nun durch Zellteilung allmählich zu einem vielzelligen Wurzel und Keimblätter zeigenden Pflänzchen heranwächst, das sich schließlich zu einem Farnkraut, der Mutterpflanze fortentwickelt. Bei den vollkommensten Farnen geschieht die Entwicklung der Wedel spiralförmig und die Form derselben hat zahlreichen Arten, wie der Hirschwurme, der Mutterzunge, dem Streifenfarn usw., ihren Namen gegeben. Wie in der Wedelform, so sind die Farne auch in ihrer Größe verschieden. Bald sind es kleine, kaum einige Zentimeter hohe moosähnliche Pflänzchen, bald erheben sie sich, wie in den Tropenländern zu baumartiger Mächtigkeit. Die meisten Farne findet man zwischen den Wendekreisen, besonders auf den Inseln und Gebirgen an schattigen, feuchten Orten. Artenreicher noch als die Flora der Gegenwart war die Flora der Vorwelt an Farnkräutern, deren fossile Ueberreste sich vorzugsweise in der Steinkohlenformation vorfinden. Aber nicht bloß in den vor Jahrmillionen verstorbenen Arten als Kohle — sondern auch in den lebenden Arten der Gegenwart sind die Farnkräuter für den Haushalt der Menschen wertvoll geworden. So dient z. B. das Mark der Stämme mehrerer baumartiger Farne den Südeisulanern zur täglichen Nahrung. Andere, wie z. B. den Adlerfarn benützt man zur Gewinnung von Pottasche; in der Medizin spielten lange Zeit die als Frauenhaar bekannten Arten zur Bereitung eines Haarwassers und die Wurzelstöcke des Wurmfarns und der Calaguala als Wandwurmvertreiber eine Hauptrolle.

Mit den Schachtelhalmen und Lappgewächsen schließt das Reich der Kryptogamen ab. Die Schachtelhalme haben unter den Laien sehr wenig Freunde. Der Botaniker jedoch sieht in ihnen verkrümmerte Ueberbleibsel einer längst vergangenen Periode, in welcher die Familie der Schachtelhalme artenreich war und die Niesen der Vegetation darstellte. Zwar wird der Niesenschachtelalm Südamerikas auch in der Gegenwart noch bis 9 Meter hoch, jedoch ist er dann nur von Daumendicke und bedarf der umstehenden Vegetation als Stütze. Der gemeine Aderschachtelalm unserer deutschen Flora ist nur klein und unbedeutend. Allein er zeigt trotzdem in seiner Ernährungs- und Vermehrungsweise all die Eigenschaften, die seine untergegangenen Artenbrüder charakteri-

sterten. Im Frühjahr erscheint da zuerst der chlorophyllose, bleiche Sporen bildende Trieb, welcher nur der Vermehrung dient. Nach der Sporeneife stirbt dieser Trieb ab und es entwickelt sich jener chlorophyllhaltige Sproß, der in eigentümlicher, quirlförmiger Verästelung auftritt und die Ernährung besorgt, indem er die am Licht verarbeiteten Nahrungssäfte an die Wurzelstöcke abgibt, damit sie im nächsten Jahre, kräftig genug, aufs neue Sporentriebe bilden. Die ausgestreuten Sporen aber entwickeln sich ähnlich wie bei den Farnen zu Vorkleimen, den eigentlichen Geschlechtspflanzen, aus deren befruchteter Eizelle ein neues Schachtelhalmgewächs hervorgeht.

Farnähnliche Vermehrungsweise zeigt auch der gemeine Bärlapp, dessen Sporen als Streupulver bei der Willenbereitung, zum Bestäuben gewisser Wundstellen bei kleinen Kindern Verwendung findet. Auch diese Pflanzengattung, die in der Gegenwart als moosartiges Gewächs in Nadelwäldern und auf Heideböden dahinkriecht, besaß in der Steinkohlenperiode in den Siegel- und Schuppenbäumen gewaltige Artenbrüder. Aus ihnen entwickelten sich die ungleichsporigen Bärlappgewächse, zu denen die Moosfarne und Brachsenkräuter der Gegenwart gehören, deren kleine männliche Sporen nur männliche und deren große weibliche Sporen nur weibliche Vorkleime erzeugen, die als äußerst kleine Gebilde in der Sporenhaut eingeschlossen bleiben. Da sich auch der Keimling innerhalb der Sporenhaut entwickelt — so bilden die ungleichsporigen Bärlappgewächse den natürlichen Uebergang zu den eigentlichen Samen bildenden Blütenpflanzen. —



## Der moderne Roman.

Von Ernst Kreowski.

Zwischen Drama und Roman klafft ein beträchtlicher Unterschied. Gegenständlich und technisch. Es gibt Stoffe, die nur die epische, das heißt erzählende Form vertragen; und es gibt Begebenheiten, die förmlich nach der Bühne verlangen. Deutlicher ausgedrückt ist das Drama wohl der Querschnitt, der Roman der Längsschnitt eines Menschenlebens. Dort will dieses von seiner Ase ausgenommen sein; hier kann es gewissermaßen von außen her nach der Mittelaxe zu durchleuchtet werden. Dem Romancier ist ein weiteres Operationsfeld gegeben, als dem Dramatiker; er darf bald seinem Selben vorausseilen, bald in dessen Vergangenheit zurückgehen. Er ist nicht an Zeit und Vertikalität gebunden; er kann das Entlegenste mit der Handlung verknüpfen, vorausgesetzt, es stehe mit ihr in ursächlicher oder wenigstens doch zufälliger Verbindung, erkläre gewisse Umstände, oder mache gewisse seelische Prozesse und Wandlungen wahrscheinlich. Bei all dem ist der Phantasie des Erzählers mehr Spielraum gestattet. Er darf schildern; der Dramatiker muß aus dem Kontrast der Charaktere, der Rede und Gegenrede lebendige Handlung entwickeln. Das Drama ist also, weil es Menschen plastisch auf die Bühne zu stellen hat, die schwerere, darum höchste Kunstgattung. Was nicht hindert, auch an den Roman die Forderungen eines echten Kunstwerks zu stellen. Wie aber unter hundert Dramen nur eins für seinen Verfasser den Beweis erbringt, daß er eine helle dichter-künstlerische Persönlichkeit ist, so oder noch schlechter steht es um die Romanliteratur. Gäbe immer die Begabung den Ausschlag, so hätten wir weit weniger Dramen und Romane. Fällt dort ins Gewicht, daß der Autor, wenn er Glück hat, mit einem Schlage bekannt, ja berühmt wird, so kommt für den Romanschriftsteller in Betracht, daß er leichter zu Wort und wirtschaftlicher

Lebenssicherung gelangt, als beispielsweise der Dyrker. Ehrgeiz und Gewinnsucht sind in beiden Fällen die Triebfedern für die dramatische, wie für die epische Ueberproduktion.

In keiner Periode ist so viel geschrieben worden, wie gerade in der modernen Literaturperiode. Niemals war solch ein Reichthum an Talenten und solch eine erschreckende Armut an wirklichen Genies, als in der Gegenwart. Durch nichts wird die Uebergangsperiode, in der wir leben, schärfer gekennzeichnet. Die Schriftsprache ist heutzutage ein Instrument, das jeder halbwegs Gebildete handhaben gelernt hat.



Max Kretzer.

Tritt dann noch ein gewisses Fabuliertalent hinzu, so kann er Romane schreiben. Es ist sicher nicht zu hoch gegriffen, wenn ich behaupte, daß zwei Drittel aller Bücher, die jährlich auf den Markt geworfen werden, Romane, mindestens doch belletristischen Genres sind. Es hält wirklich schwer, sich zwischen der Unmasse von Unterhaltungsschriften, die innerhalb der letzten zwanzig Jahre erzeugt wurden, ohne Kompaß zurechtzufinden. Da ist vorerst notwendig, alle sogenannte „Belletristik“, das heißt sämtliche Bücher, die nur zum Zweck der „Unterhaltung“ geschrieben werden, abzusondern — und ihrer sind Legion. Dann bleiben als verschwindender Bruchteil jene Werke zurück, denen künstlerischer Wert zuzusprechen ist. Unter diesen lassen sich nun schon die wenigen, welche Dauerwert in sich tragen, leichter erkennen. So kommt man zur eigentlichen Literatur, und so läßt sich an jenen Meilenzeigern die Entwicklungslinie bezeichnen, den diese in einem gemessenen Zeitraum durchlaufen hat.

In meinen früher in der „Neuen Welt“ veröffentlichten Aufsätzen über die „Soziale Dyrk“ und „Das neue deutsche Drama“ habe ich bereits den Ausgangspunkt unserer modernen Literatur von den Franzosen (Emil Zola), Skandinaviern (Henrik Ibsen) und Russen (Leo Tolstoi) gekennzeichnet. Bis auf die Zeit, da die „jüngstdeutsche“ Bewegung einsetzte (1885), war die Produktion der Epigonen gemächlich im alten ausgefahrenen Gleis weitergetrottet. Man dichtete nach bewährter Schablone, ohne sich sonderlich um das laute Leben zu bekümmern, das aus dem Schoße der deutschen Nation aufloderte und nach Gestaltung rang. Man stand im Banne des liberalen Bürgertums, dessen vertrackte Anschauungen man teilte und sich zunutze machte. Dorthin bezogen die Romanschriftsteller ihre Stoffe; es war daher natürlich, daß sie ausschließlich die bürgerliche Gesellschaft in ihren Schöpfungen behandelten und zwar so wieder spiegelten, wie sie sie von einer schillernden Außenseite her kannten und betrachteten. Freilich, eine kleine Nuance, ein winziges Farbenpäckchen war doch unversehens auf die Palette gekommen. Man verstieg sich hier und da sogar zur Schilderung einiger bürgerlicher Stände, ohne tiefer zu graben; es drehte sich doch meistens um Hans und Grete. Immerhin gaben Paul Heyse („Im Paradiese“, „Die Kinder der Welt“),

vornehmlich Friedrich Spielhagen („Problematische Naturen“, „Sammer und Ambos“, „Was will das werden“), und Theodor Fontane, den die Jüngstdeutschen ob seiner frischen Realistik als ihren Altmeister erklärten, Romanturke von größerer Tragweite und direkten Beziehungen zur Gegenwart, obwohl sie sich stofflich nicht aus dem Kreise des deutschen Liberalismus hinauswagten.

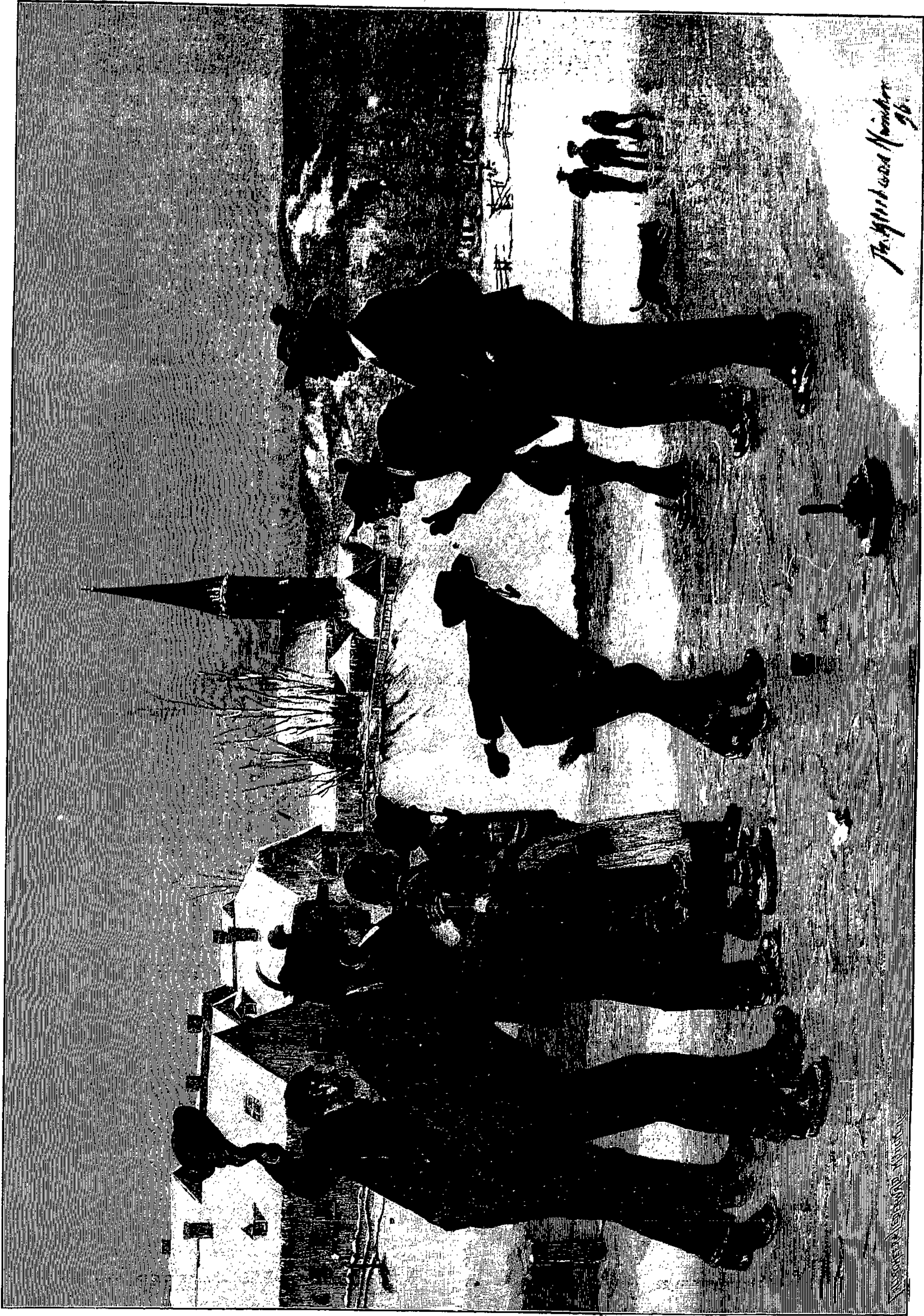
Eine kraftvolle, bewußte Hinneigung zum Volke bewies lediglich Robert Schweißel, der in Ablehnung an historische Vorgänge und Zeitereignisse mit sozialen und politischen Hintergründen einige großartige Romane schuf, in denen der Freiheitsatem bedrückter Volksschichten auflodert. Es sind da zu nennen: „Falkner von St. Vigil“ (tiroler Bauernroman vor Ausbruch der Volkserhebung), „Der Urt-schwinger“ (polnischer Aufstand von 1863) und „Um die Freiheit“, eine grandios komponierte und sozial geschäute Aufrollung aus dem Bauernkriege. Dies gewaltige Werk wird in der deutschen Literatur bleiben und immerdar unter den historischen Romanen die oberste Stelle behaupten. In zahlreichen Erzählungen hat Schweißel übrigens schon seit mehr als drei Jahrzehnten dem arbeitenden Proletariat seine fruchtbare Feder geliehen und hinwiederum in einigen anderen Novellen und Romanen, die sich auf dem Boden der Kunst oder höheren Gesellschaft abspielen, soziale Probleme angeschnitten. Freilich, er war Sozialdemokrat, stand selber als Mitkämpfer in der Bewegung und sah die moderne Entwicklung der Dinge und Verhältnisse mit eigenen Augen.

Bei Schweißel wie bei dem bedeutend jüngeren Max Kretzer, der ja selbst dem Arbeiterstande angehört hatte, verschlägt es wenig, daß sie die seitherige Romanteknik angewendet. Trotzdem sind beide: der Sozialdemokrat wie der volksmännische Schriftsteller als Vorläufer jener Sturm- und Drangperiode, die man zum Unterschied vom literarischen „Jungdeutschland“ des Vormärz die „Grün“, auch „Jüngstdeutschen“ oder „Modernen“ genannt hat, zu bezeichnen. Denn diese jugendlichen Talente begeisterten sich — obwohl samt und sonders vom Bürgertum hergekommen — ja gerade für den neuen Stand: die Arbeiterklasse und nicht minder heftig für den Sozialismus, den jene, um Marx, Engels, Lassalle und ihre lebenden geistigen Führer geschart, mit Leib und Seele verfocht. Auch Kretzer stand mit mehreren Romanen und Erzählungen aus dem Berliner Werkleben („Die beiden Genossen“, „Sonderbarer Schwärmer“, „Die Betrogenen“, „Die Verkommenen“, „Im Sturmwind des Sozialismus“ u. a.) auf dem Plan, ehe noch ein reinigender Luftzug über den deutschen Barnack segte.

Nur einer von ihnen: der Unterfranke Michael Georg Conrad hatte bereits von Italien, später von Paris, wo er mit Zola bekannt wurde, so manche Streitschrift für freie Geister nach Deutschland hinüber geschleudert. Als er dann Mitte der achtziger Jahre in München Posto gefaßt und „Die Gesellschaft“ gegründet hatte, begann der Krieg gegen die Literatur von „Western“.

Aber nicht bloß niederreißen wollte man, sondern auch eine neue Literatur schaffen. Mit sozial-lyrischen Trompetenstößen nahm zwar die „Moderne“ ihren Anfang, aber die eigentliche „Revolution“ hatte zunächst ihren Fortgang in Werken erzählender Gattung. Der Berliner Karl Bleibtreu schrieb einen Novellenband „Kraffturen“ und den Roman „Schlechte Gesellschaft“, Hermann Conradi seinen „Adam Mensch“. Vielleicht hat damals keiner dem Problem des modernen Wesens so nahe gestanden wie er, als dies Buch entstand, in welchem die dunkelsten Triebkräfte einer durch und durch dekadenten Natur aufgerollt wurden.

(Schluß folgt.)



*Th. Klee haas München 96.*

**Einzelbuben in Oberbayern. Originalzeichnung von Th. Klee haas.**

*Verlag des Verlegers München*

## Maria und Joseph.

(Fortsetzung.)

Eine Geschichte aus dem Wald. Nach dem Leben erzählt von H. Ger.

So ging es mehrere Sonnabende. Inzwischen war in Tannenbergl die Haupternte beendet worden, und als die Maria wiederkam, wurden ihr so viele Kartoffeln in den Korb geschüttet, daß ich mich an diesem Sonnabend an der sonst üblichen Stelle weigerte, ihr den Korb zu übergeben.

„Das ist wider unsere Abrede,“ rief sie aus.

„Will ich nicht bestreiten,“ antwortete ich, „aber die Abmachung bezog sich auf einen leichteren Korb, während der heutige so schwer wiegt, daß die Strecke von hier bis zu Euerem Hause für Dich zu groß ist.“

„Gut, dann magst Du ihn noch eine kleine Strecke tragen.“

Wir liefen weiter und hatten eben die Grenze passiert, als mich die Maria plötzlich beiseite riß und in den Wald hinein bis hinter dichtes Unterholz zog, wo sie sich auf den Boden niederwarf. Die suggestive Wirkung dieser Bewegungen der Kleinen auf mich war so groß, daß ich ihr, obgleich ich mir nicht des geringsten Unrechtes bewußt war, willig folgte und mich mit versteckte.

„Dort kommt der Lump,“ flüsterte die Maria. Das klang so eigentümlich, daß ich sie überrascht ansah, um von ihrem Aussehen noch mehr überrascht zu werden. Ihre großen Augen funkelten, das ganze Gesicht leuchtete.

Erst nach einiger Zeit entdeckte ich die Ursache ihrer Aufregung. Auf dem Wege, den wir gekommen waren, schritt von Böhmen herauf ein Mann, ein österreichischer Grenzer im Dienst, wie ich bald sah. Als er, ohne uns wahrzunehmen, an unserem Versteck vorbeikam, betrachtete ich ihn genau. Es war ein häßlicher Perle mit einem wüsten Gesicht, einem mächtigen, roten Schnurrbart und einer großen Narbe auf der Stirn.

Nach einer Weile fragte die Maria: „Sahst Du die Schmarre gesehen, die er im Gesicht hat?“

„Ja!“ antwortete ich.

„Mit der hat ihn meine Mutter gezeichnet. Als sie noch Mädchen war, hat er sie, als sie im Walde Beeren suchte, angefaßt. Da hat sie ihn mit dem Krug, in dem sie die Beeren sammelte, so an den Kopf geschlagen, daß er lang hin gefallert ist.“

Gelbe Freude sprach aus ihr bei diesen Worten. Gleich darauf wurde sie wieder ernst, ballte die Fäuste hinter dem Grenzer und rief: „Der Lump ist schuld an unserem ganzen Glend! Aber,“ und dabei brachte sie ihren Mund ganz dicht an mein Ohr, „mein Bruder hat geschworen, wenn er groß ist, bringt er den Lump um!“

„Warum?“ fragte ich ganz entsetzt.

Nach kurzem Zögern antwortete sie: „Ja, Dir will ich's sagen, Du wirst es nicht weiter erzählen. Die Geschichte mit dem Schuß im Steinbruch, weißt Du, der zu früh losgegangen und meinem Vater das Bein zerrissen haben soll, ist nicht wahr. Mein Vater hat geschmuggelt. Nicht immer! Nein, nein! Nur, wenn er lange Zeit keine Arbeit finden konnte. Da hat ihm dann eines Abends dieser Lump von Grenzer, der schon drei Schmuggler erschossen hat, aufgelauert und hat sofort, ohne ihn nur anzurufen, nach ihm geschossen.“

„Mein Vater hat noch ein paar Sprünge gemacht und sich dann in einen Graben geworfen. Der Grenzer hat wohl, als mein Vater so im Dunkeln verschwunden war, gemeint, er habe ihn nicht getroffen und sich nicht weiter um ihn gekümmert. Aber meine Mutter hatte den Schuß fallen hören und ist, als mein Vater nicht kam, nach ihm suchen gegangen. Beim Morgen grauen hat sie ihn dann auch gefunden. Sie

hat dann rasch unseren Nachbar geweckt und auf der Trage, auf der wir unseren Dung auf das Feld bringen, haben sie meinen Vater heimgeholt. Er hat furchtbare Schmerzen aushalten müssen und so geschrien, daß es uns durch Mark und Bein ging. O Gott, was hat da mein arme Mutter durchmachen müssen.“

Die Erinnerung an die Schreckenstage überwältigte die Kleine. Sie nahm die Schürze vor das Gesicht und weinte bitterlich. Auch mir wurden die Augen ganz feucht.

Nach einer Weile hatte sie sich beruhigt. Sie erhob sich rasch und sagte: „So, nun weißt Du alles. Hab' tausend Dank für das Gute, das Du mir schon erwiesen hast!“

Den Korb ließ sie sich nun nicht mehr streitig machen. Ich hob ihn ihr noch hoch, schob ihr ein Moospolster unter den Rücken und dann: Adieu! Es sollte für das arme Kind das letzte Mal sein, daß es diesen Weg ging.

Gewöhnt, auf Umgebung und Zeichen der Natur zu achten, fiel es mir, nachdem ich den Rückweg angetreten hatte, auf, wie merkwürdig zwielichtig es schon geworden war. Ich sah nach oben. Am Himmel zogen zerfetzte Wolken mit großer Geschwindigkeit, während sich unten kein Zweig rührte. Die Wolken kamen nicht aus einer Richtung, sie kreuzten sich, oder zogen gegen einander auf.

Was das zu bedeuten hatte, wußte ich. Das waren die Vorboten der schweren Herbststürme, die über das Gebirge dahinbrausten. Da war keine Zeit mehr zu verlieren. Mehr springend als gehend jagte ich durch den immer düsterer werdenden Wald zurück. Als ich auf der Richtung bei meinen Stöcken ankam, war es gerade noch hell genug, um die Hacken in ihren Verstecken zu finden.

Zu Hause war man über mein langes Ausbleiben schon unruhig geworden, und mein Vater meinte, als ich ankam: „Nimm Dir nur das nächste Mal gleich eine Laterne mit, damit Du noch einige Stunden nach Dunkelwerden roden kannst.“

In der Nacht brach der Sturm los, schwere Regengüsse folgten, am Montag trat jäher Temperatursturz ein und am Dienstag früh fing es an zu schneien. Nicht in einzelnen Schauern, wie sie jedem Winter vorangehen, und deren Weiß in Flur und Wald ebenso rasch wieder verschwindet, wie es kommt, sondern bedächtig, ernsthaft und andauernd.

In Tannenbergl war man ja an frühe Winter gewöhnt, aber ein so früher war doch eine Seltenheit. Noch seltener war, daß der erste Schnee gleich liegen blieb und von der zweiten Hälfte des Oktober bis Weihnachten ohne nennenswerte Unterbrechung sich gute Schlittenbahn hielt.

Für die Tannenberger war dieser frühe, anhaltende Winter ein Segen, weil er ihnen endlich wieder Arbeitsgelegenheit brachte.

Die meisten der geschlagenen Hölzer befanden sich so weit ab von fahrbaren Wegen oder an steilen Hängen, daß sie nur im Winter mittels Schlitten befördert und zu Tal gebracht werden konnten. Im vorhergehenden Winter hatte das ungünstige Schnee- und Wetterverhältnisse halber nur in geringem Maße geschehen können. Zu dem neugeschlagenen Holze, das der Schlittenbeförderung harzte, kamen also noch große Mengen vorjährigen Holzes.

Eiligst wurden daher, als der Schneefall begann und alle Anzeichen auf anhaltende Kälte deuteten, von den Tannenbergern die großen Hörnerschlitten von den Böden heruntergeholt und zusammengesetzt, während die Frauen die großen Eisenketten und das nötige Strickwerk,

das im Sommer anderen Zwecken diente, herzuschleppten.

Nachdem alle Vorbereitungen beendet waren, wurde schleunigst mit dem Holzfahren begonnen. Vorn am Schlitten, an den Hörnern ziehend, die Männer, hinten die Frauen, Männerhosen unter den Rücken und Schaffstiefel an den Füßen, am Geländer schiebend.

So ging es Tag um Tag in harter Arbeit. Als Weihnachten herankam, konnten die Tannenberger nicht nur den größten Teil ihrer Prottschulden bezahlen, sondern sich auch noch einige Stollen zum Fest backen, und dieses selbst ohne jede Sorge um den kommenden Tag feiern.

Die Maria hatte sich nach jenem letzten Gange, auf dem sie so viel Kartoffeln bekommen hatte, nicht mehr sehen lassen. Das war nicht auffällig, denn in der folgenden Woche war ja schon der Schnee gekommen. Wenn auch weit hinaus die Waldhege begangen waren, war das Herüberkommen über den Stamm für die Kinder doch unmöglich. Wir nahmen als selbstverständlich an, daß sie, wie bisher stets, erst nach Eintritt des Frühlings wiederkommen würden. Wie groß war daher unser Erstauen, als wir am Nachmittag des dritten Feiertags, beim Kaffee sitzend, die Maria und den Joseph auf unser Haus zukommen sahen. Sie kamen nicht von der Wald-, sondern von der Dorfseite, mußten daher den zwar bequem angelegten aber viel längeren Fahrweg gegangen sein.

Unsere Vermutung erwies sich als richtig. Nachdem sich die Kinder an unserem Kachelofen gewärmt und an Essen und Trinken erlabt hatten, erzählten sie abwechselnd, was sie veranlaßt habe, heute zu kommen: Der Besuch in den Badeorten sei wegen des regnerischen Sommers und Herbstes ein geringerer als sonst gewesen. Die Gäste seien diesmal viel früher als in anderen Jahren, abgereist. Dadurch wären auch ihre Einnahmen aus dem Verkauf der für die Badegäste bestimmten Sachen sehr mager ausgefallen. Ihre Mutter fürchte nun, daß sie mit dem Wenigen, das sie noch besitze, nicht durch den Winter kommen werde. Deshalb hätten sie sich am Morgen in aller Frühe auf die Beine gemacht, um einige Lebensmittel zu holen. Mutter habe gesagt, sie sollten sehen, daß sie bei guten Leuten ein Nachtquartier bekämen. Am anderen Tage sollten sie wieder heimkommen. In der Hälfte des Dorfes wären sie schon gewesen, aber um Nachtquartier hätten sie sich noch nicht getraut anzufragen. Ob sie vielleicht bei uns bleiben könnten?

„Ei gewiß,“ sagte mein Vater ohne Befinnen. „Wo sollt Ihr denn jetzt, wo es bald finster wird, auch noch hingehen! Unsere Hölle (der Raum hinter dem Kachelofen) ist groß, da seid Ihr gut aufgehoben; verwöhnt seid Ihr ja nicht.“

Damit fiel den Kindern ein Stein vom Herzen; mit vergnügten Gesichtern betrachteten sie unseren Weihnachtsaufbau.

Einen Weihnachtsbaum aufzustellen und zu schmücken, das war in Tannenbergl nur bei den Vornehmen üblich. Die armen Leute schmückten nach uraltem Brauch eine Ecke des Zimmers von oben bis unten mit Tannenreisern. Dann wurde in diese Ecke in halber Zimmerhöhe ein großes, vorn mit schön geschnitten und gestrichenen Gittern versehenes Gdbrett, der „Paradiesgarten“, gestellt. Schönes grünes Moos bildete den Boden des Gartens, aus dem selbstgefertigte Bäume aufstiegen. Ganz in den Hintergrund der von allerhand Getier belebten Landschaft, unter die überhängenden Tannenzweige, kam der Stall mit Maria und Joseph und dem Jesuskindlein.

Wer es konnte, schmückte die Weihnachts-Tannenzweige noch mit vergoldeten Nüssen und Äpfeln. Lichter waren nicht im Gebrauch, sie waren zu kostspielig. Ihre Stelle mußten kleine Oellämpchen vertreten, die an den Zweigen befestigt wurden. Süßlich aufgebaut, machte das Ganze auf naive Gemüter keinen läblen Eindruck.

Am dritten Weihnachtstage unterblieb sonst aus Sparsamkeitsgründen die Beleuchtung. Diesmal aber wurde auf meine Bitten eine Ausnahme gemacht, die Lämpchen mit Del gefüllt und angezündet. Auch all der lustige Schmelz-Schnack, den die Gebirgler von Alters her an den Heiligabenden trieben, wurde nochmals aufgeführt. Die beiden Skatulas strahlten vor Vergnügen: im warmen Zimmer, keinen Hunger im Magen, eine Beleuchtung, die ihnen bei all ihrer Vermislichkeit jedenfalls feenhaft vorkam, und lustige Unterhaltung! Ihre glänzenden Augen und glühenden Gesichter, ihre jubelnden Anrufe bei jeder neuen Ueberraschung des Spieles bezeugten es, daß sie so glückselige Stunden in ihrem Dasein noch nicht erlebt hatten. Der Abend verging wie im Fluge. Als die Lämpchen ausgebrannt waren, machte Mutter den Kindern hinter dem Ofen aus duffendem Waldhen eine Lagerstätte, und als sie sich auf derselben ausgestreckt hatten, meinte Vater lachend: „Das sind die ersten Weihnachtsfeiertage, an denen wir Maria und Joseph leibhaftig bei uns haben. Jetzt fehlt nur noch die Krippe mit einem Kinde.“

Am anderen Morgen fanden wir die Kleinen bei unserem Aufstehen noch fest schlafend vor. Allein so bald sie munter waren, kam ihnen auch wieder der ganze Ernst ihres armseligen Lebens zum Bewußtsein. Sie sprangen schnell auf, tranken mit uns Kaffee und machten sich nach vielem Dank für die genossenen Wohlthaten wieder auf den Weg. Sie wollten noch in den Häusern jenseits des Flusses vorsprechen und dann sofort den Heimweg antreten.

Der Fluß war an zwei Stellen zu passieren. Unten im Dorfe auf einer Brücke, oben, dort wo unser Haus stand, auf vier behauenen untereinander durch eiserne Klammern verbundenen Stämmen, kurzweg die „Bäume“ genannt.

Bei Hochwasser wurden die Stämme einfach weggezogen. Sie hatten kein Geländer, auch keine Unterstüßung in der Mitte, schaukelten deshalb beim Darübergehen beträchtlich. Trotzdem wurden sie zu jeder Jahreszeit von Alt und Jung, bei Tag und Nacht, mit voller Sicherheit begangen. Die Tannenberger waren eben von Kindesbeinen auf an ganz andere Kletterkünste gewöhnt. Oft genug mußten sie mit schwerer Last auf den Schultern, auf rundem, schwankendem Stamm, Bach und Fluß überschreiten. Da erschienen die vier behauenen Stämme ihnen schon wie eine bequeme Brücke.

Wir dachten uns deshalb auch nichts dabei, als die Kinder jetzt den Weg nach den „Bäumen“ einschlugen. Unmittelbar oberhalb der „Bäume“ mündete in den Fluß noch ein Betriebsgraben, der aus einer Schneidemühle kam, und der, um das Wasser vor dem Einfrieren zu schützen, mit Meißig zugedeckt war. Infolge dieses Zuflusses wärmeren Wassers (und weil der Fluß unter den Bäumen auch starkes Gefälle hatte) fror er dort nie zu, mochte weiter ober- und unterhalb auch noch so viel Eis stehen.

Während ich den Kindern nachsah, beobachtete ich, wie einer der Wirbelwinde, die im Gebirge ganz plötzlich auftreten, das Flußthal entlang fuhr. Ich konnte sein Fortschreiten an dem aufgewirbelten Schnee leicht verfolgen, und gerade als die Kinder ungefähr auf der Mitte der „Bäume“ waren, wurden sie vom Winde erreicht. Der Joseph hielt den Anprall aus, doch die Maria, die den Tragkorb, der dem Winde eine große Angriffsfläche bot, auf dem Rücken trug, fiel zur Seite. Ich schrie laut auf. Doch die beiden Kinder mußten sich wohl bei dem Ueber-

schreiten der „Bäume“ an den Händen gefaßt haben, denn der Joseph hielt die Maria, während sie schräg über dem Wasser hing, fest.

„Halt' fest!“ schrie ich, während sich meine ganze Muskulatur unwillkürlich strammte und meine Zähne zusammenbissen, daß es knirschte. Und der Joseph hielt fest! Schon hatte er die Maria wieder ziemlich gerade gestellt und zu sich herübergezogen, noch ein Moment und die Gefahr war beseitigt. Doch gerade in diesem letzten Augenblicke rutschte der Joseph mit den Füßen ab und nun schossen beide zugleich in schräger Richtung nach unten. Ich sah noch das Wasser ausspritzen, dann stürzte ich mit dem Rufe: „Sie sind ins Wasser gefallen!“ aus der Stube und aus dem Hause auf die „Bäume“ zu, immerfort schreiend: „Sie sind ins Wasser gefallen!“

Doch das Unglück war auch von anderen Häusern aus, die den „Bäumen“ viel näher als das unserige lagen, beobachtet worden. Denn weit vor mir liefen zwei Männer mit einem der immer bereit hängenden Feuerhaken auf den Fluß zu. Als ich atemlos ans Ufer kam, waren die Kinder mit Hilfe des Feuerhakens bereits ans Land gezogen. Die Strömung hatte sie ungefähr hundert Schritte mitgenommen und dann auf das Eis geworfen.

Die beiden Männer rüttelten und schüttelten an den Körpern der Kinder; es kamen mehr Leute hinzu; Nun wurde gebracht und den Kindern in den gewaltsam geöffneten Mund geschüttet; man rieb und kühlte, bis der Waader, der Heilgehilfsdienste versah, zur Stelle war. Der befühlte den Puls, horchte am Herzen, schüttelte den Kopf und sagte: „Da ist nichts zu machen, die hat beide der Schlag gerührt, als sie ins Wasser fielen.“

Was nun? „Zum Gemeindevorsteher!“ riefen Einige. Es wurde ein Schlitten geholt, die beiden Kinder darauf gelegt und der Weg zum Gemeindevorsteher angetreten. Doch der hatte den Auslauf schon bemerkt und kam uns auf halbem Wege entgegen. Als er sah, um was es sich handelte, kommandierte er: „Nach dem Spritzenhause!“ Das lag ganz in der Nähe und dort wurden die Kinder auf der Britsche, die für Arrestanten bestimmt war, niedergelegt.

Auf dem Wege zum Spritzenhause erfuhr der Gemeindevorsteher, wie sich das Unglück zugegetragen und wer die Kinder aus dem Wasser gezogen hatte.

„Wer kann mir jetzt nähere Angaben über die Kinder machen?“ fragte er.

Sofort trat ich vor. „Ach, Du, Wetterle? Na, dann ist's gut! Und Ihr anderen wißt nichts weiter, als daß die Kinder ins Wasser gefallen sind? Fertig!“

Mit dem Schlüssel, den er stets bei sich trug, schloß er das Spritzenhaus wieder zu. Die Menge verließ sich, ich mußte mit zum Gemeindevorsteher.

Der Gemeindevorsteher Schädlich war entfernt mit uns verwandt, weshalb er mich stets nur mit „Wetterle“ anredete. Ich stand bei ihm in großem Ansehen, denn ich fertigte ihm gelegentlich Tabellen an, schrieb die Steuerrestanten heraus, addierte die Steuereingänge nach und half ihm sonst bei seinen Amtsgeschäften. Er war ein prächtiger Mann mit freien Anschauungen und bestimmtem Wesen. Die Gemeindegeschäfte wurden von ihm in gewissenhaftester Weise besorgt, nur der schriftliche Verkehr mit den vorgelegten Behörden war ihm zuwider. Was er zu schreiben hatte, das wußte er stets sehr genau. Ueber den Inhalt war er sich immer klar. Nur die Form machte ihm Pein. Weil er sich niemand gegenüber eine Blöße geben wollte, quälte er sich mit den Entwürfen zu seinen Schriftfäßen immer lange herum. Aus diesem Grunde brachte ihn auch jeder Vorgang, der vieles Schreibwerk im Gefolge hatte, in helle Wut.

Ich war daher auch mit meinem Berichte kaum fertig, als er schon aufsprang, mit der Faust auf den Tisch schlug und ausrief: „Simmelement, das ist wieder eine Geschichtel Katholisch sind sie! Was wird da Hochwürden wieder für Sprünge machen! Und gar Ausländer! Ausländer! Das geht über das Ministerium in Dresden an die österreichische Gesandtschaft. Und wenn es damit nur abgetan wäre! Habe ich meinen Bericht erstattet, dann wird die hohe Regierung rückfragen, welchem Gewerbe die verunglückten Kinder in Tannen- berg nachgegangen sind, und ich werde aller- gehorsamst antworten: Gebettelt haben sie. Darauf wird hohe Regierung fragen, ob denn in Tannen- berg die Landesgesetze, so doch das Betteln verboten, nicht angewendet werden? Welche Maßnahmen zur Bekämpfung der Bettel- lei die Polizeiverwaltung von Tannen- berg bisher angewendet hat und welche Maßregeln sie für die Zukunft zu ergreifen gedenkt? Ob der Polizeiverwaltung von Tannen- berg nicht bekannt ist, daß Ausländer, die betteln, sich löstlich machen und sofort ausgewiesen und per Schub über die Grenze gebracht werden können?“

Und wenn ich so meinen Wischer weghabe, wird hohe Regierung weiter fragen, wie es denn überhaupt möglich war, daß die Kinder ver- unglückten konnten? Darauf werde ich eine Be- schreibung der Brücke einsenden. Die wird hoher Regierung wieder nicht klar genug sein und sie wird eine Zeichnung der Brücke einsordern. Und wenn sie diese Zeichnung hat, dann wird der Herr Gemeindevorsteher Schädlich in Tannen- berg einen Mißel erhalten, an den er zeitlebens denkt, weil er an öffentlicher Kommunikation eine solche Brücke ohne Geländer und Schutz- vorrichtungen geduldet hat. Und die Gemeinde wird die Weisung erhalten, unverzüglich einen ordnungsmäßigen Flußübergang herzustellen.

Steckt sich gar noch so ein Herrgottsfakra- menter von hungrigem Advokaten dahinter und redet die Eltern zu einer Klage auf, dann kann die Gemeinde noch wegen grober Fahrlässigkeit und Unberücksichtigung gebotener Sicherheits- maßregeln zu Schadenersatz verurteilt werden. Und wenn die Gemeinde dann sagt: Bitte schön, Herr Schädlich, Sie sind unser Oberhaupt, Sie haben dafür zu sorgen, daß alles sich in ordnungsmäßigem Zustande befindet, Sie sind die verantwortliche Person, bitte schön, jetzt zahlen nur Sie! Dann kann ich bei der Ge- schichte noch Haus und Hof loswerden. Und das alles nur, weil man ein gutmütiger Esel ist, der beide Klagen zudrückt und nicht sieht, wie die Bettelente hier das ganze Jahr herumziehen und tun, als ob sie privilegiert und konzessioniert wären.“ So wettete und schimpfte er weiter.

Ich wußte schon, wenn er sich in diesem Stadium der Wut befand, da war nichts mit ihm anzufangen. Ich trollte mich daher, nach- dem ich noch die Neugierde der Frau Schädlich gestillt und ihr alles mitgeteilt hatte, was ich über die verunglückten Kinder wußte, nach Hause.

Im Laufe des Nachmittags hatte Herr Schädlich sich endlich so weit beruhigt, daß er den Gemeindevorsteher Lenk kommen ließ und ihm die Weisung gab, am anderen Morgen in aller Frühe nach den Siebzehnhäusern in Böhmen zu gehen, die Eltern der verunglückten Kinder auf- zusuchen und ihnen, ohne gerade mit der Tür ins Haus zu fallen, Mitteilung von dem Un- glück zu machen. Da der Mann Krüppel sei, müsse die Mutter der Kinder mitkommen, auch die nötigen Familienpapiere usw. mitbringen, damit die Vererdigung erfolgen könne. Wenn die Eltern die Leichen haben und zu Hause be- erdigen wollten, so sei das der Gemeinde Tannen- berg noch lieber. Aber, so hatte der Gemeindevorsteher hinzugesetzt, daran werde wohl unter den obwaltenden Umständen nicht zu denken sein.

(Fortsetzung folgt.)

## Tanzlied.

Mütterlein, laß mich tanzen gehn.

Bin ja so jung,

Bin ja so schön.

Hörst du die Geigen nicht?

Siehst du den Reigen nicht?

Ach, welche Lust,

Sich zu wenden, zu drehn.

Sitz nicht so trübe, mein Mütterlein!

Warst einst wie ich

Jung-ja und fein.

Hüpfest wohl leicht und schlank,

Wenn Bass und Fiedel klang,

Heißa, juchheißa!

In fröhlichen Reihn.

Mütterlein, sieh mich nicht traurig an.

's ist mir ja nicht

Um Bursch oder Mann.

Schmeicheln sie noch so sehr,

Lache ich um so mehr,

's lebt ja doch keiner,

Der mich fangen kann.

Sieh, auch die Erde muß immer sich drehn,

Rundum herum,

Bleibt nimmer stehn.

Bin ich erst alt wie du,

Hab ich Geduld und Ruh.

Mutter, ach Mutter!

Laß mich doch gehn.

Mütterlein, gib mir dein buntes Tuch.

Hei, wie es fliegt!

Bin ja so klug!

Hörst du die Geigen nicht,

Siehst du den Reigen nicht?

Heißa, juchheißa!

Das ist im Krug! —

Ernst Preeczang.

für die Städler bildet das Eischießen einen eifrig betriebenen Sport. Besonders sind die Münchener darauf verfaßt.

Auf unserem Bilde sehen wir die Dörfler auf der Eisbahn versammelt. Das Spiel ist in vollem Gange. Eben hat der Seppel mit voller Wucht seinen Eisstoß hinausgeschossen. Man hat ihn immer „gefrozzelt“; aber siehe da, heute hat er Glück: der Stoß nimmt schmerzlos seinen Weg auf gegnerische Ziel. Die Freunde des Seppel klatschen Beifall und schreien Jubel. Näher und näher faßt die Scheibe; das „Hasl“ wird sicher getroffen und mit weiter rutschen. Alle blicken gespannt hin. Da... das gerade der verpöhlte Schnauzerl wie besessen in die Quere rennt! Einen gründlichen Nasenpuder wird der Hötter ja abtrogen. Das steht fest. Aber wenn durch diesen Zusammenprall der Eisstoß selber vom Ziel abgebracht wird? Na, die Schadenfreude bei der Gegenpartei und der Kerger bei der anderen! Eine solenne Kauferei könnte sich möglicherweise daraus entwickeln; denn unter den Burschen der Nachbardörfer besteht ja ohnehin ein stetiger Rivalitätskampf, sei es der Deandln wegen oder einer anderen Sache halber. Vielleicht schießt aber der vierbeinige Störenfried auch vorbei — dann hat der Seppel die Kehre gewonnen. Wie wird er als Sieger aus den Händen der hübschen Mädel den vollen Maßkrug nehmen und einen tiefen Zug daraus tun! Wie herzhast wird der kühlende Biertrunk in der eiskalten Luft, in der der Atem beinahe auf den Lippen stockt, munden! Ein Meisterstück war es: das müssen alle Teilnehmer, auch die neidboldesten Hernach anerkennen! Ja, der Seppel, das ist doch ein satirischer Bursch, wer hält ihn so was zugetraut! Aber warte, am nächsten Sonntag, dann heißt es, sich von neuem behaupten. Wer weiß, ob man da nicht höhnen wird: „Wärst net aufg'stiegen, wärst net abig'fallen“ — wer weiß? — e. k.

**Adlige Drückeberger.** Nicht alle, die laut die Heiligkeit des Eigentums verkünden, respektieren es im Stillen. Man hat davon Beispiele, und ein kleines gleichwohl sehr charakteristisches Beispiel enthalten die Memoiren der Gräfin d'Algoill, die Demokratin war und eine gute Geschichte der Pariser Februarrevolution geschrieben hat. Ihr Vater, ein Graf de Flavigny war bald nach 1789 über den Rhein geflohen, im Jahre 1800, nachdem er eine reiche Frankfurter Patrizierin geheiratet, nach Frankreich zurückgekehrt und hatte in der Touraine ein Schloß erworben. Dort wuchs die Tochter in der frischen Landluft glücklich auf und ein besonderes Vergnügen bereiteten ihr die häufigen Reisen in der stattlichen Postkutsche. Nur fiel ein kleiner Schatten auf das Idyll: Kinder unter sieben Jahren bezahlten für die Fahrt nichts oder doch nur die halbe Taxe. Damals aber, so lesen wir in den 1877 erschienenen Memoiren der Dame, war man in den vornehmen Häusern recht kniderig, und die höchsten adligen Herren fanden es ganz reizend, den Staat zu prellen. Wie ich daher die erwähnte Altersgrenze überschritten hatte, dachten die Meinigen, es wäre doch schön, wenn ich noch einige Jahre gratis fahren könnte. Und so wurde ich, das spärende Auge des Postmeisters zu täuschen, jeweils vor der Ankunft auf einer Haltestation förmlich zusammengeknüllt und unter Kissen begraben; ich mußte wohl auch tun, als liege ich im Schlafe. Kurz, es blieb kein Mittelchen unberührt, mich möglichst klein zu machen. Ich übertreibe durchaus nicht; es war oft eine Tortur, die übrigens, wie ich annehmen darf, allen gleichartigen Kindern angetan wurde, um die königliche Postverwaltung um ein höheres oder niedrigeres Einkommen zu prellen. Eine groteske Sparsamkeit bei einer Familie, welche Millionen besaß und gar nicht zu den Geizigen zählte. Man liest diesen Zug wohl mit Lächeln. Wenn aber ein armer Handwerksbursche einen ähnlichen Kniff versucht hätte, um billiger nach der ersehnten Herberge zu gelangen, er wäre böse angelächelt worden. Die vornehmen Bräuche sind fast immer proletarische Sünden.

**Brunnenkresse.** Unter jenen Salaten, die sich im Winter der Günst der Gemüßesser erfreuen, nimmt die Brunnenkresse den ersten Rang ein. So sehr verbreitet dieser Salat ist, so wenig ist im allgemeinen über seinen Ursprung bekannt. Dies wird daher rühren, daß nur an vereinzelt Orten Deutschlands die für die Brunnenkressenkultur erforderlichen natürlichen Lebensbedingungen gegeben sind. Die wesentlichste dieser Bedingungen lautet: stetig fließendes Wasser mit nur ganz geringen Temperaturschwankungen, das auch bei strengster Kälte eisfrei bleibt. Das ist nun nicht überall zu haben, und darum ist der Anbau der Brunnenkresse bei uns räumlich beschränkt.

Das größte Quantum der auf den Märkten Deutschlands von Mitte Oktober bis in den Mai hinein feilgebotenen Brunnenkresse stammt aus Erfurt. Dort dehnt sich im Südwesten der Stadt eine von zwei Höhenzügen eingeschlossene Ebene aus, das Dreienbrunnengelände, allwo neben verschiedenen anderen Gemüsen und Salaten vornehmlich die Brunnenkresse angebaut wird. Dieser Anbau weicht von der üblichen Anbaumethode derart ab, daß es wohl verlohnt, der Brunnenkressenkultur ein wenig Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Gelände verdankt seinen bezeichnenden Namen drei größeren Quellen oder Brunnen, die im Verein mit verschiedenen anderen kleinen Quellen eine Anzahl Gräben speisen, in denen die Brunnenkresse herangezogen wird. Diese Gräben werden Klingen genannt, sie haben durchschnittlich eine Breite von etwa 2½ Meter und verlaufen meistens parallel zu einander. Zwischen den Klingen liegen erhöhte Beete, auf denen mancherlei anderes Gemüse, namentlich Blumenkohl, gedeiht. Die Klingen selbst sind derart untereinander verbunden, daß das aus den Brunnen hervorsprudelnde Wasser nach und nach alle Klingen passiert. In einem kleinen Wasserfall findet schließlich dies Wasser seinen Abfluß in den sogenannten Umflutgraben, der im wesentlichen mit dem ehemaligen Festungsgraben identisch ist. Das Wasser hat in den Klingen ständig eine Temperatur von etwa 8—9 Grad, die selbst in strengen Wintern nur wenig unter dies Mittel sinkt. Der Boden der Klingen besteht aus nahrhafter Schlamm Erde.

Jeden Sommer wird nun die Kresse neu angepflanzt. Zu diesem Zwecke wird das Wasser abgestellt, die alten Pflanzen werden herausgerissen, und es erfolgt eine gründliche Säuberung der Klingen. Ist der Erdboden dann wieder eingeebnet, so kann das Pflanzen beginnen. Von der Kresse einer anderen Klinge werden kurze Spizen abgeschnitten und in den Schlammgrund der gesäuberten Gräben eingeseht. Da diese Spizen bereits Luftwurzeln aufweisen, so wachsen sie schnell an. Allein die Pflanzen dürfen nicht lange ohne Wasser bleiben; die Arbeit muß daher flott von statten gehen. Sobald die Klinge vollständig mit Pflanzen neu besetzt ist, wird wieder etwas Wasser in das Bett hineingelassen. Mit dem fortschreitenden Wachstum der Pflanzen wird auch der Wasserpiegel erhöht, bis er endlich bei 8 bis 10 Zentimeter seine höchste Höhe erreicht hat.

Während des Wachstums wird wiederholt gedüngt, indem vermittels des sogenannten Schwelgbrettes verrotteter Pferdebedinger in den Schlamm eingedrückt wird. Ueber den Wasserpiegel darf die Kresse nicht hinauswachsen, deshalb wird sie wiederholt, bei Frostwetter sogar täglich, mit dem Patischbrett unter das Wasser gedrückt oder mit einer hohlen Holzwalze niedergedrückt. Unkraut und Murrat wird in den Klingen nicht geduldet, mit dem Schwelgbrett wird dieses dem Abfließenden der Klinge zugeführt, wofür die Beseitigung schnell erfolgen kann.

Ende September wird die Brunnenkresse mit der Sichel entpflückt, damit sich die Pflanzen reich verzweigen. Im Oktober erfolgt dann, zuerst in den nahe den Quellen gelegenen Klingenteilen, der erste Schnitt für die Salatgewinnung. Frauen knien auf über die Klingen gelegten Brettern und schneiden die Spizen der Pflanzen in einer Länge von etwa 6 Zentimetern ab. Die Spizen werden mit Weidenruten in kleine Bunde gebündelt und bei Frostwetter so lange unter Wasser gelegt, bis genügend geerntet ist. Das Gros der Ernte wird nach außerhalb versandt. Dies Schneiden ist bei strenger Kälte gewiß keine angenehme Arbeit. Der Schnitt kann an derselben Stelle je nach den Verhältnissen alle vier bis sieben Wochen wiederholt werden.

Zurzeit befaßt sich noch 16 Rächter mit dem Anbau der Kresse, und der Umfang des für diese Kultur in Anspruch genommenen Landes mag etwa 1½ Hektar betragen. Die Ernte wird sich auf insgesamt rund 50 000 Schock Bunde belaufen. Als Durchschnittswert für das Schock sind 50 Pf. anzunehmen, es bringen also die Dreienbrunnenklingen alljährlich einen Ertrag von zirka 25 000 Mk. Berlin, Leipzig und Dresden sind die Hauptabnehmer dieser Salatpflanzen. In diesen Orten ist die Brunnenkresse oft billiger zu haben als in Erfurt selbst, denn die Rächter liefern zunächst an ihre regelmäßigen Abnehmer, und erst dann kommt der lokale Detailhandel in Betracht. — hh.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**